

so schnell vorbei, als befürchtete ich, meine Blase könnte aus eigenen Stücken zu lecken beginnen, sollte ich stehen bleiben oder einer Packung Inkontinenzwindeln zu nahe kommen.

Ich verlasse das Café. Ich habe einen Routinetermin bei meinem Dermatologen. Ich versuche, alle Gedanken daran zu verscheuchen, dass Cher oder ich dreiundneunzig Jahre alt wären.

Bei meinem Dermatologen stehe ich fast nackt da, während er meinen Körper sorgfältig begutachtet. Er trägt eine Vergrößerungsbrille, die aussieht, als könnte der Arzt mit ihr durch mehrere Hautschichten direkt Leber oder Lunge betrachten.

Er beendet seine Untersuchung, tritt zurück und sagt: »Sie sind in bester Form.« Ich sehe ihn an. »Kein Mensch, der bei Trost ist,

könnte mich ansehen und so etwas sagen«, sage ich. Das ist wahr. Alles an meinem Körper ist abgesackt und schlaffer als früher. Der Arzt lacht. Ich begreife, dass er als Dermatologe gesprochen hat. Er wollte nur sagen, dass er keine bösartigen Hautveränderungen entdeckt hat.

Da wir in New York sind, wohnt mein Dermatologe im selben Haus wie Keith Richards. Er hat mir erzählt, dass er Keith – er nennt ihn Keith, als handelte es sich um irgendeinen Keith Brown oder Keith Smith – ein Exemplar meines Romans »Lola Bensky« geschenkt hat. »Lola Bensky« basiert mehr oder weniger auf meinen Erfahrungen als sehr, sehr junge Rockjournalistin.

Mein Mann ist Maler. Er liebt die Rolling Stones. Er hört ihre Musik beim Malen in seinem Atelier. Die Lautstärke dreht er bis

zum Gehn nicht mehr auf. Ich gebe mir größte Mühe, keinen Ton zu hören – mit Ausnahme der Stelle, an der Keith Richards auf dem Album »Some Girls« Folgendes singt: »After all is said and done / Gotta move while it's still fun.«

Diese Stelle geht mir nicht aus dem Kopf.

U-Bahn, Sex und Dreiräder

Es ist früh am Morgen und Rushhour. Mein Mann und ich sitzen im F-Train, in der U-Bahn-Linie, die an der Lower East Side hält, wo wir neuerdings wohnen. Im Waggon drängen sich die Passagiere wie die Sardinen. Und niemand bietet mir einen Sitzplatz an. Nicht aus mangelnder Höflichkeit. New Yorker sind alles in allem nicht unhöflich. Sie sind einfach der Ansicht, dass jeder New Yorker in der Lage sein muss, sich wie jeder andere New Yorker zu verhalten. Und dazu gehört, dass man in der U-Bahn steht. Diese

Einstellung gefällt mir eigentlich, nur dann nicht, wenn ich für einen Sitzplatz alles geben würde.

Wir müssen in fünfundzwanzig Minuten in der Upper East Side sein und unterwegs auch noch umsteigen. Mein Mann glaubt zu wissen, an welcher Station wir umsteigen müssen. Ich würde gern jemanden fragen. Mein Mann nicht. Er kann es nicht leiden, sich bei anderen nach etwas zu erkundigen. Warum? Ich weiß es nicht. Ich frage eine Frau, die neben mir steht, nach der richtigen Haltestelle. Und siehe da, mein Mann hatte recht mit der Station. Die Frau hat einen leichten russischen Akzent. Sie ist etwa Mitte fünfzig und trägt einen aparten Mantel. »Sind Sie Russin?«, frage ich.

»Russische Jüdin«, sagt sie.

»Polnische Jüdin«, erwidere ich.